

Zeitschrift: Judaica : Beiträge zum Verstehen des Judentums
Herausgeber: Zürcher Institut für interreligiösen Dialog
Band: 51 (1995)

Buchbesprechung: Rezensionen

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 18.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

REZENSIONEN

David Grossman, DER KINDHEITSERFINDER. Roman: Aus dem Hebräischen von Judith Brüll, Hanser München 1994, 498 S., SFr. 49.80.

Der dritte Roman von David Grossman, 1991 unter dem Titel "*Sefer ha-diḡduq ha-penimi*" (Das Buch der inneren Grammatik) erschienen, liegt nun auch auf deutsch vor. Damit ist nicht nur ein unerbittliches Bild der israelischen Gesellschaft in den frühen 60er Jahren, sondern auch ein facettenreiches literarisches Werk zugänglich gemacht.

In 34 episodischen Kapiteln entfaltet Grossman die Lebens- und Gedankenwelten seines zwölfjährigen Romanhelden Aaron Kleinfeld. Der für sein Alter klein-gewachsene, blondhaarige Aaron ist zunächst noch der ideenreiche Anführer im Kreis seiner Freunde, gerät aber zunehmend ins Abseits. Denn während sich ringsum bei seinen KameradInnen die Anzeichen des Erwachsenwerdens häufen, bleibt Aaron in seiner körperlichen Entwicklung zurück. Mit obsessiver Genauigkeit registriert er, wie bei seinen Mitschülern die Stimme bricht, wie den Jungen Barthaare, den Mädchen Brüste wachsen und zieht sich immer mehr in sich selbst zurück. Von den Zoten seiner Freunde fühlt er sich abgestossen und befremdet, obwohl er deren Anzüglichkeiten nur vage erahnt. In der Familie findet Aaron erst recht keinen Rückhalt für seinen Individuationsprozess, denn "zu Hause wird nicht darüber gesprochen". Die Eltern, die entsprechend den Verhältnissen im damaligen Israel eine geordnete kleinbürgerliche Existenz aufgebaut haben, sind im Umgang mit ihren beiden pubertierenden Kindern ebenso unbeholfen wie verklemmt. Aarons einzige Schwester, die vier Jahre ältere Jochi, hat sich längst in eine stachlige Sabre-Schale zurückgezogen, sie flüchtet sich in Bücher, in Brief-freundschaften und in suchthaftes Essen. Sehnsüchtig wartet sie auf die Einberufung zum Militärdienst, der sie aus dem Würgegriff der elterlichen Fürsorge befreien wird. Doch hat gerade Jochi, die zynisch feststellt, sie wisse, "wie man in diesem Haus leben muss", immer wieder die Fähigkeit, ihren kleinen Bruder auf sensible Weise in seiner Persönlichkeitsfindung zu bestärken. "Sie gibt acht, ihm nicht auf die Pelle zu rücken", investiert aber ihre gesamten Ersparnisse, um ihm zur Bar Mizwa jene Yamaha-Gitarre zu schenken, die er sich von den Eltern vergeblich gewünscht hat.

Die einzelnen Episoden des Romans verarbeitet David Grossman zu einem dichten sprachlichen Gewebe, das zusammengehalten wird durch die Erzählperspektive des inneren Monologs. Vom ersten Satz an werden Leserin und Leser in einen Bewusstseinsstrom hineingezogen, der in Aarons zwölftem Lebensjahr einsetzt und nach einem Zeitraum von etwa drei Jahren abbricht. Seine subjektive Wahrnehmung von Ereignissen der Aussenwelt und seine Deutungsversuche fliessen zusammen mit assoziativen Gedankensplittern und phantastischen Imaginationen. Und wie Aaron "dem Vater in kleinen Portionen die (von der Mutter) verbotenen Erinnerungen (an Jahre in der Roten Armee und an die Flucht aus einem sibirischen Lager) zu entlocken" pflegt, so versuchen wir als Lesende, uns aus den verstreuten Mosaiksteinchen von Rückblenden und Andeutungen ein Bild der Vorgeschichten zusammenzusetzen. Doch es bleiben Leerstellen. Eine Fülle von Deutungsmöglichkeiten ergibt sich aus dem verzweigten Netz von Leitmotiven und symbolischen Bezügen zwischen Handlungselementen und Aarons phantastischen oft bizarr überhöhten Sprachbildern. Es seien hier zwei Beispiele herausgegriffen, die illustrieren mögen, wie Grossmans dicht komponierte Metaphorik für Spurensuche Raum gibt. Das Motiv der "Wunde", das aufblitzt an Aarons Kinn, sich häuft am vom Vater liebevoll gepflegten Feigenbaum, verdichtet sich zum "grossen Unfall", als er eine von der Arbeit in der Bäckerei herrührende Brandwunde am Arm des Vaters euphemistisch bezeichnet wird. Im hebräischen Original heisst es *Kwija gedola*,

“grosse Verbrennung”. Die Erfahrung der Schoah - von Grossman im vorhergehenden Roman “Stichwort Liebe” thematisiert - ist in der polnisch-ashkenasischen Familie Kleinfeld ein Tabu wie die Vergangenheit der 1946 eingewanderten Grossmutter Lili. Das Verdrängte taucht aber in der Verwundung gleichsam als Verschiebung auf.

Eines der Haupt-Leitmotive im Roman ist das semantische Feld des Essens, in dem sich symbolstark das charakteristische Verhalten der Figuren zeigt, sei es der “Fütterungsmechanismus” der Mutter, der die Familie sanft tyrannisiert, sei es der uner-sättliche Appetit des Vaters oder Aarons quälende Verstopfung, welche die Wohnungs-zerstörung bei der alleinstehenden Nachbarin Edna Blum kontrapunktiert. Diese sensible scheue Frau - gewissermassen ein weibliches Pendant zu Aaron - unternimmt mit vierzig Jahren eine verzweifelte Anstrengung, “endlich erwachsen” zu werden. Doch gelingt ihr nicht der Durchbruch zur Kreativität, und ihre Welt bricht buchstäblich auseinander. Bei der Bar Mizwa-Feier - wohl nicht zufällig fällt sie auf Kap. 13 - fühlt sich Aaron exponiert wie eine Pflanze in der Wüstensonne. Er flieht vor den prüfenden Treibhaus-Blicken der Erwachsenen und durchschaut die heuchlerische Verlogenheit, mit der sie über ihre heranwachsenden Kinder sprechen. Doch obwohl er den Rabbiner mit seiner “frechen Frage nach der Gerechtigkeit Gottes” verärgert hat, ruft er sich immer wieder eine Schlüsselstelle aus seinem Haftara-Abschnitt zum Schabbat Jitro in Erinnerung. “Da flog einer der Seraphim zu mir und hatte eine glühende Kohle in der Hand, die er mit der Zunge vom Altar genommen hatte. Und rührte meinen Mund an und sprach...” Die prophetische Verheissung aus Jes 6,6-7 wird nicht nur zur Chiffre für seine innere Erfahrungswelt, sie deutet auch seinen Durchbruch zur Sprachfindung voraus.

Dieser vollzieht sich in Aarons Monolog und damit im Verlauf des Romans selbst. Von Anfang an besitzt Aaron ein besonderes Gespür für Sprache wie für Zeichen überhaupt, und er schafft sich damit eigene Regeln und Gebote, die seine Kinderwelt bestimmen. Aus der Begeisterung über das englische Present continuous, dessen Verlaufsaspekt er im Hebräischen vermisst, erfindet er eine wirksame meditative Übung: Indem er seine Gedanken konzentriert auf Formeln wie “I am verschwindend”, “I am träumend”, “I am verpuppung”, gelingt es ihm, sich den bedrohlichen Eindrücken aus der Erwachsenenwelt zu entziehen. Seine sprachliche Kreativität reicht von der Erfindung eigener Kurzwörter und Zungenbrecherverse über die spielerische Reihung von assonierenden Wortkaskaden bis zur Permutation von Wörtern in kabbalistischer Manier. Wach ist Aarons Bewusstsein für das Verhältnis von Erzählzeit und erzählter Zeit, das bisweilen zeitlupenartig verzerrt wird. So etwa in der Schulstunde, in der er die Minuten bis zum Gongschlag abzählt und dazwischen seitenlang in Betrachtungen abschweift. In seinen Monologen klingen auch die verschiedenen Sprachebenen und Akzente seiner neuhebräischen Umgebung an, für die Aaron ein geschärftes Ohr hat: die mit jiddischen Brocken durchsetzte Umgangssprache der Mutter, der mit arabischen Wendungen gespickte Slang der Jugendlichen oder die prononciert gutturale Aussprache beim Vater seines Freundes, einem “Professor”. Im Sprachgebrauch werden auch die Spannungen zwischen ethnischen Gruppen und sozialen Schichten spürbar. Wenn Aaron eines Tages am Mittagstisch darauf beharrt, den Salzstreuer korrekt als *mamlecha* zu bezeichnen statt ihn wie sein Vater “das Ding mit dem Salz” zu nennen, manifestieren sich sprachlich die ganzen psychischen und sozialen Konflikte, die in dem angepassten Verdrängungsmilieu dieser neurosegefährdeten “Normalfamilie” schwelen. Der Vater, der als junger Arbeiter ins Land kam und nie perfektes Ivrit sprechen gelernt hat, obwohl die Mutter sein Polnisch mit zionistischem Bann belegte, hegt ein tiefes Misstrauen der Verunsicherung gegen “Intelligenzler” und verdächtigt Aaron der Überheblichkeit. Aaron dagegen will nur die Dinge beim Namen nennen, seine Sprache nicht verraten, sondern sich und seinem inneren Code treu bleiben. Damit ist angedeutet, was David Grossman anlässlich einer Lesung in Zürich (am 24.10.94) bestätigte. “Das Buch der inneren Grammatik”, so der hebräische Originaltitel, zeigt “den Dichter in seiner Ju-

gend" und trägt gewisse autobiographische Züge. Der Autor wie sein Held beanspruchen nicht, durch ihre Beschreibung die Realität zu ändern, aber ihre Rebellion gegen den Machtgestus jeglichen Kollektivs und gegen den Automatismus der Natur (die Pubertät), vermag sich in Sprache zu artikulieren, um ein Gefühl der Freiheit und Unabhängigkeit zu vermitteln. Dabei hütet sich Grossman, der in seinen dokumentarischen Werken "Der gelbe Wind" und "Der geteilte Israeli" über reale und gefährliche Dinge geschrieben hat, auch hier vor einer Zelebrierung der Innerlichkeit. Sein Kindheitsroman ist kein universaler "Versuch über die Pubertät" sondern "das Werk eines Israelis in Israel", ein realistischer psychologischer Roman, eingebettet in phantastisch-mythischen Bildwelten.

Die brillante Übersetzung von Judith Brüll setzt die sprachlichen Nuancen im übrigen mit erfinderischer Lebendigkeit um und bleibt im Zweifelsfall dem Originaltext treu. Für weniger eingeweihte LeserInnen dürfte allerdings das etwas spärlich geratene und in seiner Auswahl beliebig wirkende Glossar kaum ausreichend sein.

Heidy Zimmermann

Joseph Walk, DIE „JÜDISCHE ZEITUNG FÜR OSTDEUTSCHLAND“. Zeitgeschichte im Spiegel einer regionalen Zeitung, Hildesheim-Zürich-New York, Georg Olms Verlag 1993 (= Haskala – Wissenschaftliche Abhandlungen, Bd. 10, Beiträge zur Geschichte der Juden in Schlesien II), 141 S., gr. 8°, DM 58,-.

Joseph Walk (= Vf), langjähriger Direktor des Leo-Baeck-Institutes in Jerusalem, hat es sich mit seinen zahlreichen Veröffentlichungen zur Aufgabe gemacht, die Erinnerung an das deutsche Judentum, seine Geschichte, seine Kultur und vor allem sein Schicksal wachzuhalten. Diesem Anliegen dient auch sein neues Buch, das die Geschichte einer deutsch-jüdischen Zeitung, in diesem Falle die Geschichte der von 1924 bis 1937 in Breslau, Vfs Heimatstadt (142), erschienenen *Jüdischen Zeitung für Ostdeutschland*, behandelt. Es ist freilich nicht nur ein Kapitel jüdischer Zeitungsgeschichte, das Vf hier aufzuarbeiten unternommen hat. Denn wie der Untertitel seines Buches anzeigt, möchte er am Beispiel der Berichterstattung dieser Zeitung zugleich auch ein Kapitel (jüdischer) Geschichte resp. Zeitgeschichte dokumentieren. Und beides ist ihm vorzüglich gelungen.

Aufmerksam hat Vf die Jahrgänge der Zeitung der Reihe nach durchforstet und – um „die Eigenart der Zeitung systematisch zu erfassen“ – ihre Berichterstattung nach folgenden vier Gesichtspunkten untersucht: „1. Deutschland; 2. das deutsche Judentum; 3. das Judentum in der Welt; 4. Palästina und Zionismus“ (14). Um dem zeitgeschichtlichen Anliegen seiner Untersuchungen gerecht zu werden, hat er sodann das Material jahrgangsweise geordnet, und entsprechend ist sein Buch auch gegliedert. Dabei deuten die für die einzelnen Kapitel gewählten z.T. sloganartigen Überschriften gelegentlich nicht nur je auf ihre Weise die (politische) Orientierung der Zeitung an, sondern bringen, wenn auch indirekt, zugleich die (aktuellen) Probleme der Zeit(ung) und damit auch die Hoffnungen ebenso wie die Sorgen ihrer Leser zur Sprache:

„1924: „Augen links!““ (15-17), „1925: „Wählt Wilhelm Marx!““ (19-24), „1926: Antisemitismus und Inflation“ (25-28), „1927: Chaim Weizmann in Breslau“ (29-32), „1928: Innerjüdische Probleme“ (33-38), „1929: Die Erweiterung der Jewish Agency“ (39-46), „1930: Wirtschaftskrise und gesellschaftliche Polarisierung“ (47-52), „1931: Schleichende Diskriminierung“ (53-60), „1932: Der Anfang vom Ende“ (61-71), „1933: Auswanderung“ (73-84), „1934: Trügerische Ruhe“ (85-95), „1935: Das Jahr der Nürnberger Gesetze“ (97-110), „1936: „Arisierung““ (111-123) und „1937: „Abschied vom Leser““ (125-141).

Die Lektüre des Buches ist spannend. Es besticht durch die Fülle der darin ausgetretenen, auf einer immensen Detailkenntnis des Vfs beruhenden Information zur Zeitgeschichte ebenso wie durch die Sorgfalt, mit der Vf sein Material ausgewertet hat, so-

wie durch die Lebendigkeit und die Klarheit seiner Darstellung. Nicht nur die „großen, weltpolitischen Ereignisse“ haben hier, im Brennglas der Kommentare und Berichterstattungen der *Jüdischen Zeitung für Ostdeutschland* gebündelt, ihre Berücksichtigung gefunden; nein, hier haben auch die sog. „kleinen Vorkommnisse“, die Ereignisse im Leben einer Provinzstadt nicht anders als die Alltagserfahrungen einzelner Menschen ihren Platz. Gelungen ist Vf damit ein wichtiger Beitrag sowohl zur (Alltags)Geschichte der Juden in der Weimarer Republik und den ersten Jahren der Nazidiktatur in Deutschland als auch – und dies in vielleicht noch eindrucksvollere Weise – zu der Frage, was es hieß, als Jude in Deutschland unter den Bedingungen eben jener Zeit zu leben und sich zu behaupten.

Dabei erscheint Vf in seinem Buch nicht allein als der Historiker, der, seinen Stoff souverän beherrschend und aus der Distanz von Jahrzehnten schreibend, sich um größtmögliche Sachlichkeit in der Darstellung bemüht, sondern er ist zugleich auch der lebendige Zeitzeuge, der von dem erzählt, was er in seinen jungen Jahren erlebt hat, der an vielem von dem, was er hier (s)einer historischen Analyse unterzieht und beschreibt, persönlichen Anteil hat, und zwar nicht allein als einer der Leser dieser Zeitung. Ja, oft gewinnt man beim Lesen sogar den Eindruck, man habe es hier auch mit einem Kapitel aus Vfs Autobiographie zu tun. Und es ist wohl diese Mischung aus Autobiographie und (zeit)geschichtlicher Analyse, die das Buch so spannend und aufschlußreich macht.

Stefan Schreiner

Samson Raphael Hirsch, CHOREW. Versuch über Jisraels Pflichten in der Zerstreuung, Zürich-Basel, Morascha 1992, LXXXVII. 621 S.

S. R. Hirsch (1808-1888) war zweifelsohne eine der herausragenden jüdischen Persönlichkeiten Deutschlands. Nach seiner Ausbildung in Hamburg, Mannheim und Bonn übernahm er im Alter von nur 22 Jahren 1830 das Amt des Landesrabbiners von Oldenburg, das er bis 1841 inne hatte. Danach wirkte er in Emden (1841-1846), Nikolsburg (Mähren) (1846-1851) und schließlich in Frankfurt (1851-1888), wo er zu dem Führer der Neo-Orthodoxie wurde.

Vorbereitet durch „Die Neunzehn Briefe über das Judentum“, die S. R. Hirsch 1836 pseudonym veröffentlichte, erschien 1837 die Erstauflage des *Chorew*. Dessen Titel lautete damals noch „Moriya und Chorew. Versuch über Jisrael und Jisraels Pflichten in der Zerstreuung“. Mit ihm legte S. R. Hirsch eine in sechs Abschnitte unterteilte, nach Themenkreisen geordnete Darstellung und Erklärung derjenigen Gebote (*Mizwot*) vor, mit denen man als (orthodoxer) Jude konfrontiert wird: Der erste Abschnitt (1-66) kreist im wesentlichen um die Thematik „Gott“ und „Gottesbeziehung“. Im zweiten Abschnitt (67-222) folgen sog. „Denkmäler für Jisraels Leben“, worunter der Schabbat und die Festtage, aber auch Beschneidung, Tefillin, Zizit, Mesusa u.a. zu verstehen sind. Der dritte Abschnitt (223-284) enthält das zwischenmenschliche Leben betreffende ethische Gebote. Im folgenden vierten Abschnitt (285-366) werden die ethischen Fragestellungen auf das Verhältnis zwischen Mensch und Tier ausgeweitet; ausserdem werden Fragen wie Selbstmord, Unzucht, Speisegesetze usw. erörtert. In Abschnitt fünf (367-490) geht es um Gebote der Liebe, bevor das Buch im den Gottesdienst behandelnden sechsten Abschnitt (491-601) zum Schluß kommt.

Dieses seit der 5. Auflage von 1921 nur schwer zu erhaltende Werk ist nun in einer neu überarbeiteten Auflage dankenswerterweise wieder zugänglich gemacht worden. Dabei hat man sich glücklicherweise nicht mit einer reinen Reproduktion begnügt, sondern das ganze Werk typographisch neu gestaltet, Fehler bei der Quellenzitierung berichtigt und dem Werk neben S. R. Hirschs Vorwort zur Erstauflage (XIX-XXX) noch drei weitere Vorworte beigelegt: eines von J. Brom (XXXI-XXXIX) (1991), das S. R. Hirschs Werk und Persönlichkeit nachgeht; eines von J. Breuer (XXXI-XXXIX) (1937),

das eine zum hundertjährigen Erscheinungsjubiläum des *Chorew* gehaltene Rede wiedergibt; eines von J. Rosenheim (XLI-LXXXVII) (1935) über „Das Bildungsideal S. R. Hirschs und die Gegenwart“. Desweiteren hat man die komplexe Sprache S. R. Hirschs mit ihren überlangen Schachtelsätzen der Verständlichkeit halber vereinfacht und die in den früheren Auflagen vorhandenen Fußnoten in eckigen Klammern in den Text eingestellt. Den damit verbundenen Verlust an „Authentizität“ wird man jedoch verkraften können.

Dirk U. Rottzoll

Franz Lukas, Heike Frank, MICHAEL SACHS. Der konservative Mittelweg, Tübingen, J.C.B. Mohr (P. Siebeck) 1992, 161 Sn., Ln., DM 98.- Illustr.

In der Tat erfährt man in der aktuellen Historiographie zu wenig von der inneren religiösen Vielfalt der deutschsprachigen Juden. Lukas und Frank haben das Verdienst, einer wichtigen Persönlichkeit der konservativen Strömung Beachtung geschenkt zu haben. Wichtig ist auch, dass sie den Nachlass von *Michael Sachs* (1808-1864), der sich in den Central Archives for the History of the Jewish People (CAHJP) in Jerusalem befindet, für die Forschung nutzten. Die Biographie von Sachs steht idealtypisch für die jüdischen Intellektuellen des deutschen Kulturbereichs dieser Epoche: In den 1820er Jahren jüdisch-traditional (Jeschiwa von J. J. Oettinger in Glogau) und allgemein bildungsbürgerlich ausgebildet (Student von Zunz, Hegel und Schleiermacher in Berlin), sollte Sachs bald eine grosse Karriere als Rabbiner in Prag und Berlin machen. Aussergewöhnlich ist auch, dass sich 1834 eine christlich-theologische Zeitschrift (Hg. F. W. K. Umbreit et al.) für ihn öffnete. An seiner Biographie kann man die prägenden Debatten um eine Position des Judentums zur Moderne verfolgen. Von den Liberalen wurde seine konservative Position scharf angegriffen. Unter den ersten „Doktor-rabbinern“ (Promotion in Jena 1835) überhaupt, beschäftigte er sich wissenschaftlich mit biblischer und rabbinischer Literatur sowie mit religiöser jüd. Poesie. Alle diese Aktivitätsbereiche werden überblicksmässig geschildert. Leider kommt die israelische Forschungsliteratur in der Bibliographie zu kurz, bspw. fehlt ein Hinweis auf das Buch von Rivka Horvitz über „Zacharias Frankel und der Anfang des positiv-historischen Judentums“ (Jerusalem 1984), das auch Aufsätze von Sachs in hebräischer Übersetzung enthält und somit dessen Persönlichkeit schon 1984 dem hebräischsprachigen Publikum näherbrachte. Auch das hebräische Standardwerk von Jacob Toury zur Revolution von 1848 wird über einen deutschen Aufsatz nur teilweise erschlossen.

Ein Werkverzeichnis (in dem die hebräischen Aufsätze von Sachs leider fehlen), Nekrologe und Rezensionen über seine Werke runden mit einer Übersichtsbibliographie den gediegen ausgestatteten und prohibitiv teuren Band ab.

Uri R. Kaufmann

Peter Wagner, WIR WERDEN FREI SEIN: LEOPOLD ZUNZ (1794-1886), Detmold 1994 (= Schriften der Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit, Bd. 11), 137 S., DM 15,-.

Im Auftrag der Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit von *Zunz'* Heimatstadt Detmold hat es der Autor mit seinem hier anzuzeigenden Buch unternommen, anlässlich von *Zunz'* 200. Geburtstag ein Porträt dieses zwar „häufig erwähnt[en] und [...] zugleich wenig bekannt[en]“ großen Gelehrten und Mitgründers der Wissenschaft des Judentums zu zeichnen (7). Gestützt auf sorgfältig ausgewertetes umfang-

reiches Quellenmaterial (über die verwendeten Quellen – darunter zum Teil unedierte Archivalien aus den Stadtarchiven Bielefeld und Detmold sowie dem Zunz-Archiv in Jerusalem – informiert der Autor, 28-33) verfolgt er L. Zunz' Lebensweg, den er in vier Kapiteln nachzeichnet: „Leopold Zunz aus Detmold“ (45-53), „Schüler und Lehrer“ (54-67), „Selbstregierung“ (68-85) und „Adelheid – oder: Wie lebt man in Berlin“ (86-103).

Den Autor beschäftigt weniger der Wissenschaftler Zunz als der „politische Mensch“, der Zunz gewesen ist. Ihn zu würdigen und im Zusammenhang der gesellschaftlichen und geistig-politischen Prozesse seiner Zeit zu zeigen, ist denn auch sein eigentliches Anliegen. Daher hat er den eigentlichen biographischen Kapiteln je eines über den 1819 gegründeten jüdischen „Culturverein“ (9-19) und über die „Deutsche Synagoge“ (20-27) vorangestellt. Ergänzt wird der monographische Teil zum einen durch eine Reihe Abb. (34-43, 104-114) und zum anderen durch einen Anhang: L. Zunz, Mein erster Unterricht in Wolfenbüttel (116-121); L. Zunz, Sechs Fabeln (122-125), zwei Selbstzeugnisse, die über den jungen Zunz Auskunft geben, sowie eine Übersicht über Zunz' Lebensdaten (127-130) und Stammbäume seiner Familie und einiger Freunde (131ff). Entstanden ist auf diese Weise ein „Zunz-Gedenkbuch“, das bestens geeignet ist, die Persönlichkeit dieses grossen Gelehrten des 19. Jh., dessen wissenschaftliche Werke bis heute grundlegend geblieben sind, einem breiteren Leserkreis nahezubringen.

Stefan Schreiner

Manfred Eder, DIE „DEGGENDORFER GNAD“. Entstehung und Entwicklung einer Hostienwallfahrt im Kontext von Theologie und Geschichte. Mit einem Geleitwort von Prof. Franz Mußner. Deggendorf 1992 (ISBN 3-86036-005-1), 775 Seiten.

„Im Jahre 1338 wurden die Juden Deggendorfs ermordet. Eine Jahrzehnte später zur Rechtfertigung dieses Verbrechens entstandene Legende, wonach die Juden Hostien geschändet haben sollen, ist nachweislich falsch. Die dennoch über Jahrhunderte hin aufrechterhaltene Verleumdung liess das Andenken an die Juden des Mittelalters zu einem Zerrbild werden und schädigte auch den Ruf ihrer Nachkommen. Wir bitten die Juden, unsere älteren Brüder, um Vergebung für das ihnen zugefügte Unrecht.“

So die vorgeschlagene Fassung einer Gedenktafel in der „Gnad“-Kirche, deren jüdenfeindlich fundierte Wallfahrtspraxis bis in unsere Jahrzehnte angehalten hat. Es bedurfte einer so akribischen und umfangreichen Dissertation wie der vorliegenden, um dem allen ein Ende zu setzen – wenn es denn damit überhaupt ein Ende haben sollte.

Nach einem Überblick über das problematische Zusammenleben von Juden und Christen bis zum Ende des Mittelalters (19-118) wird der Leser eingehend vertraut gemacht mit dem Altarsakrament (Eucharistie) des Mittelalters (119-185), die Voraussetzung für das Verständnis der eigentlichen „Deggendorfer Gnad“, deren Entstehung und Geschichte im zweiten Teil (189-701) bis zur Diskussion in unserem Jahrhundert in einer faszinierenden Quellenauswertung und Gründlichkeit dargestellt wird. Ein schönes und (im doppelten Sinne) gewichtiges Buch zu einer schrecklichen Geschichte der Schande für die Kirche.

1338 erlebte Bayern eine Heuschreckenplage mit Mißernten. Grund genug, sich daran zu erinnern, daß die Juden „Gott gekreuzigt haben“, und sie in zahlreichen Orten umzubringen. So auch in Deggendorf, aber nicht ohne vom Fürsten bestätigt zu erhalten, daß sie alles Raubgut behalten dürfen und aller ihrer Schulden bei den Juden ledig seien (dem eig. Grund der Tat). Dieses Verbrechen wird dann mit der Lügenlegende einer Hostienschändung gerechtfertigt, am Fundort von „Gottes Leichnam“ eine Kirche errichtet und diese zum Gewinn bringenden Wallfahrtsort ausgebaut – mit „vollkomme-

nem Ablaß". „Die Gnad" wurde zum Wirtschaftsfaktor. Es dürfte sich niemand mehr finden, der diese nüchternen Fakten mit frommem Verständnis zu beschönigen versucht. Christliche Theologie und Kirche hat solchen Irrsinn und Aberglauben hervorbringen können, zugelassen und zur eigenen Machtentfaltung benutzt. Der kommunistische Abgeordnete Aenderl kritisierte 1922 im Bayer. Landtag u.a.: „Es ist eine Schande, dass die katholische Kirche sich dazu hergibt, einen solchen erbärmlichen Hokuspokus zu sanktionieren." Er wurde wegen Beleidigung der christlichen Kirche gerügt.

Auch „Auschwitz" konnte die Deggendorfer nicht davon abhalten, ihre „Gnad" weiter zu begehen, bis es in den 60er Jahren stärkeren Druck von außen gab, das „Gnadbüchlein" eingezogen wurde, wobei zunächst nur die Texte unter den Bildern überklebt und dann 1969 die 14 Tafelbilder von der „Marterung der Hostien" durch Juden aus der Kirche entfernt wurden. Auch das war keine Geschichte, die den Betroffenen zur Ehre gereicht: Selbst die Entfernung der Bilder war noch ein „Geschäftsproblem". Aus der Idee einer „eucharistischen Sühnekirche" wurde nichts, es blieb ansonsten alles beim alten: Die Wallfahrtswochen zu den zehn einstmals „geschändeten" Hostien gehen weiter.

Das zum Umdenken und zur Umkehr notwendige Buch bietet neben dem trotz der Materie gut lesbaren Text u.a. weit über 100 Schwarz/Weiss- und 46 Farabbildungen, 14 Übersichtskarten und zahlreiche Textwiedergaben.

In der Zwischenzeit ist an der „Gnad"-Kirche links vom Südportal die Gedenktafel angebracht worden, allerdings mit einem leicht geänderten Text und allein von den Kirchenvertretern unterzeichnet, nachdem sich der Stadtrat über den Wortlaut nicht einigen konnte:

Kyrie eleison

Im Jahre 1338 wurden die Juden Deggendorfs ermordet.

Einige Jahrzehnte später zur Rechtfertigung dieses Verbrechens entstandene Legende, wonach die Juden Hostien geschändet haben sollen, ist falsch.

Die über Jahrhunderte hin aufrechterhaltene Verleumdung ließ nicht nur das Andenken an die Juden des Mittelalters zu einem Zerrbild werden, sondern schädigte auch den Ruf ihrer Nachkommen bis herein in die jüngste Vergangenheit.

Wir bitten die Juden, „unsere älteren Brüder" (Papst Johannes Paul II.), um Vergebung für das ihnen zugefügte Unrecht.

Deggendorf im Advent 1993

*Manfred Müller
Bischof von Regensburg*

*Ludwig J. Rösler
Stadtpfarrer*

Hans. L. Reichrath